

Das schweigende Spiegelbild

Vithuran Vishnuthas

Er stieß die Tür zu, stampfte wütend die knirschende Holztreppe herunter und, in seinem kleinen Keller angekommen, starrte er mich an. Die frischen Blutflecken auf seinem weißen Anzug ließen mich verstummen. Es war ihr Blut. Auf seinem blauen vertrockneten Gesicht flossen die Tränen ununterbrochen in Bahnen hinunter, nachdem der Weg jahrelang blockiert gewesen war. Hinter seinen Augenringen konnte man die normalerweise großen schwarzen Pupillen kaum noch erkennen. Ich sah aber

genug, um den Hilfeschrei zu hören. Er trat gegen den Trinkbrunnen, warf Möbel um und schlug kräftig das Kellerfenster zu, um den Lärm der wütenden Meute draußen auszuschalten - jener Nachbarn, die seine Sünde beobachtet hatten. Nun war es still, doch innerlich war es ihm immer noch zu laut. Flammen loderten in ihm. Er blies das Scheitholz im Kamin an, rückte seinen roten Sessel zu mir und versuchte sich zu entspannen, mit dem warmen Duft der Birke in der Nase. Auch das aggressive Klopfen an der Wohnungstür oben versuchte er zu ignorieren. Er zwang seine Mundwinkel zu einem Lächeln hoch.

»Du bist noch da für mich, oder?«, fragte er mich. Ob ich für ihn noch da bin? Ich wusste das nicht. Unabhängig von den Gründen war der Mord an unserer schwarzen Katze unverzeihbar. Ich musste kein Wort sagen, um ihm meine Gefühlslage verstehen zu lassen. Sogar seine Hände hassten ihn. Diese langfingerigen Bestien zogen an seinen grauen Haaren so lange, bis sie einen Haarschopf herausreißen konnten. Anschließend zerkratzten sie ihm die Augen bis er nur noch Blut weinte. Trotzdem grinste er weiter.

»Du solltest öfter lächeln«, sagte man ihm ständig. Nur die Katze und ich wussten, wie schwer ihm die Suche nach einem ehrlichen Lächeln fiel. Ich fragte mich, ob die Katze ihm an meiner Stelle vergeben hätte. Er schüttelte den Kopf.

»Kannst du mich an ihrer Stelle schlagen? Aufschlitzen? Töten?«, fragte er mich. Es stand ihm ins Gesicht geschrieben, dass sein Durst nach Schmerzen nicht gestillt war. Ich konnte ihm nichts antun. Er fing an, zu zittern und plötzlich schlug er sich selber zusammen als würden diese Hände jemand anderem gehören. So habe ich mir das Ende nicht vorgestellt. Ich wurde vor Wut blutrot.

»Mach doch etwas! Bring mich endlich um!«, schrie er mich an. Nein, ich wollte ihn aufhalten. Was sollte ich tun? Ehe ich reagieren konnte, trat er auf mich ein. Ich zerbrach. Ich konnte mich nicht wehren. Ich dachte an seine Freunde und seine Familie. Sie wussten nichts vom Monster, das er in sich versteckt hielt. Ich musste ihn aufhalten, um die Menschen, die wir beide liebten, vor dem Schmerz zu bewahren. Doch auch als er schließlich mit einer Scherbe des kaputten Spiegels seine Kehle aufschlitzte,

habe ich beschämt geschwiegen.